

Wohin mit den vielen Menschen?

Die Stadt Schwäbisch Gmünd hatte den Krieg nahezu unbeschadet überstanden – so musste sie auch sehr viele Heimatvertriebenen und Flüchtlinge aufnehmen.

1946 gab es 5723 Wohnungen in Gmünd – allerdings nur 134 mehr als vor dem Krieg. Die Bevölkerung war jedoch durch die Vertriebenen von 22 000 auf 26 797 angewachsen und nahm im folgenden Jahr um weitere 6 000 zu. Womit aber sollten neue Wohnungen gebaut werden? Es gab kein Baumaterial, keine LKWs zum Transport, schlechte Verkehrsverbindungen wegen gesprengter Brücken und schließlich fehlte es am Geld! Der nicht nachlassende Flüchtlingsstrom führte dann zu Wohnverhältnissen wie sie der Kriegbeschädigte Leo M. schilderte:

„Das Zimmer, das ich mit meiner Frau seit mehr als 4 Jahren bewohne, misst am Boden 3x3 m. Da bereits in der Höhe von 1 m eine schräge Wand beginnt, beträgt mein Wohnraum höchstens 7,5 qm. Diese 7,5 qm sind für mich und meine Frau Wohnung, Schlafzimmer und Küche zugleich!“

Dagegen traf es das junge Ehepaar L. verhältnismäßig gut, wurde ihm doch ein möbliertes Zimmer zugewiesen, für 20 Mark Miete – dabei kostete aber die ganze Wohnung nur 40 Mark Miete. Das Mobiliar bestand aus einem Bett, einem Tisch, 2 Stühlen, einem Schrank und einem großen Zimmerofen, auf dem man jedoch nicht kochen konnte. In diesen bescheidenen Verhältnissen lebten sie 3 ½ Jahre. Ähnliches konnten die meisten Vertriebenen berichten und sehr viele Erzählungen enden mit dem Einzug ins eigene Haus innerhalb der nächsten 15 Jahre.

Denn in den ersten Nachkriegsjahren war es nicht so einfach ein Haus zu bauen. Frau M., die lange im Lehrmittelzimmer der Hussenhofener Schule untergebracht war, forderte 1951 vom Bürgermeister: „Entweder Sie beschaffen mir eine Wohnung oder Sie geben mir einen Bauplatz!“ Sie bekam einen Bauplatz – jedoch unvermessen. Sie beschafft selbst Vermessungsgerät und Grenzsteine und auch einen Geometer, den sie persönlich kannte. Für 129 DM ließ sie sich vom Kreisbaumeister, einem weiteren persönlichen Bekannten, einen Bauplan geben und genehmigen. Sie konnte am 1. Mai mit dem Ausheben der Baugrube beginnen – von Hand natürlich! Die Bezugsbewilligungen für das Baumaterial, das man nicht einfach kaufen konnte, holte sie von einem dritten persönlichen Bekannten: dem Landrat. Auch für die Geldbeschaffung bei der Sparkasse war die persönliche Bekanntschaft des Sachbearbeiters nötig. Gemeinsam mit ihrem Mann konnte sie dann im Sommer 1951 ihr Haus bauen, in dem keine Schaufel Sand ist, die sie nicht persönlich herbeigeschleppt hätte! Als das Haus dann fertig war, wies ihr der Bürgermeister zunächst eine 4-köpfige, wohnungssuchende Familie ein!

Doch Frau M. war mit ihren guten Beziehungen eine Ausnahme, denn sie hatte einige Jahre in einem Baugeschäft das Büro geleitet. Für die vielen anderen wurde 1948 von den Vertriebenen die „Selbsthilfe“ gegründet, deren wichtigste Aufgabe es war, neue Wohnungen zu schaffen, wie ihr langjähriger Vorsitzender Janota berichtete. Als Oberbürgermeister Kah Baugelände auf dem Rehnenhof zur Verfügung stellte, schlossen sich zahlreiche Vertriebene zusammen, um sich dort gemeinsam neue Häuser zu bauen. Die Frauen gossen tagsüber 40 000 Steine, die an der Luft getrocknet wurden und die Männer zogen damit nach Feierabend und an den Wochenenden die Mauern hoch. Als die Kirche wegen der Sonntagsarbeit Einspruch erhob, musste Janota mit dem Bischof persönlich verhandeln, aber als die Siedlung am 29.9.1951 eingeweiht wurde, kam sogar Bundeswohnungsbauminister Wildermuth aus Bonn, um mit den 80 Familien zu feiern, die nun wieder richtige 3-Zimmer-Wohnungen bekamen. Fast die Hälfte der Bauarbeiten hatten die Siedler selbst ausgeführt, der Wert ihrer Arbeit betrug ein Drittel der Baukosten.

Aufgaben:

Arbeite aus dem Text heraus,

1. wie man das Problem der fehlenden Wohnungen zunächst löste,
2. welche Schwierigkeiten es gab
 - a. für die Verwaltung,
 - b. für die Einheimischen,
 - c. für die Neuankömmlinge (die Vertriebenen),
3. wie sich die Vertriebenen schließlich selbst halfen.